

Ulrich Weber: Das Autobiographische in Friedrich Dürrenmatts Werk

Ansprache Autobiography Award, Zürich, 29.1.2024

Meine Damen und Herren, liebe Autobiographie-Schreibende,

Viele von Ihnen werden es wissen: Friedrich Dürrenmatt ist 1921 als Sohn des Dorfpfarrers in Stalden-Konolfingen im Emmental geboren, wo er die ersten 14 Lebensjahre verbrachte. Er schreibt unter anderem über diese Zeit:

«Der Friedhof [...] war [für mich] ohne Schrecken. Meine Eltern gingen den Weg zwischen den Gräbern auf und ab, wenn sie etwas zu besprechen hatten, und meine Schwester und ich spielten dort Verstecken (...). Wenn ein Grab ausgehoben wurde, richtete ich mich darin häuslich ein, bis der herannahende Leichenzug, vom Glockengeläute angekündigt, mich vertrieb, einmal freilich etwas spät: mein Vater sprach schon das Leichengebet, als ich aus dem Grab kletterte.»

Dürrenmatt war ein ebenso humorvoller wie pointensicherer und hinterhältiger Erzähler seines eigenen Lebens. Unzählige Anekdoten kursieren – von ihm selbst oder von anderen erzählt – schon über seine Kindheit und Jugend und die verübten Streiche. Als Kind meinte er etwa zu seinen Freunden, die Kirche in Stalden sei auf einem Hügel gebaut worden, damit der «Seich», den sein Vater in der Predigt erzähle, besser abflüsse. Er erinnert sich aber auch, wie er als Kind in Sorge war, dass die Seele seiner im Elternhaus verstorbenen, sehr korpulenten Grossmutter im Kamin stecken bleibe. Später, in der Rekrutenschule, grüsste er den Postboten auf dem Berner Kasernenareal mit militärischem Gruss, um seine Kurzsichtigkeit zu unterstreichen (die Pösteler hatten damals ähnliche steife Hüte wie die Offiziere). Er war damit durchaus erfolgreich, wurde er doch nach 10 RS-Tagen entlassen. Seine Hepatitis, die er als verbummelter Student in Zürich einfing, behandelte er mit einer Rotwein-Kur, und auf die Erkenntnis der Lächerlichkeit der menschlichen Existenz und dass die Komödie die uns angemessene Theaterform sei, will er gekommen sein, als er, beobachtet von einem Bäume schneidenden Gärtner, auf dem Weg zur Uni und zurück zweimal auf dem gleichen Hundedreck ausrutschte und auf dem Hintern landete.

Gewiss, Dürrenmatt hatte etwas von einem Wirtshaus-Erzähler, der stets ein Publikum und seine Lacher braucht. Doch war für ihn der Humor keineswegs einfach Ausdruck einer Zufriedenheit mit sich und der Welt; er betrachtete die Fähigkeit, über sich und den Menschen zu lachen, als Distanzierungsmöglichkeit, als «die letzte Möglichkeit der Objektivität».

Die beiden Bände seines autobiographischen Werks, *Labyrinth: Stoffe I-III* und *Turmbau: Stoffe IV-IX* sind denn auch alles andere als bloss eine lustige Reihung von Anekdoten.

Dürrenmatt hat die beiden Bände im Abstand von neun Jahren 1981 und in seinem Todesjahr 1990 publiziert. Doch in Tat und Wahrheit war er die letzten 25 Lebensjahre immer wieder mit diesem Werkkomplex beschäftigt, was sich im Nachlass im Schweizerischen Literaturarchiv in unzähligen Varianten und Arbeitsfassungen im Umfang von 30'000 Manuskriptseiten niederschlägt. Er konnte nicht aufhören, die immer gleichen Passagen erneut umzuformulieren, zu überarbeiten, zu ergänzen oder zu kürzen. – Warum kämpft ein souveräner Schriftsteller wie Friedrich Dürrenmatt so sehr mit seiner Autobiographie, wenn ihm doch die Anekdoten schon beim mündlichen Erzählen nur so aus dem Mund purzeln? Der Grund dazu liegt im literarischen Charakter der *Stoffe*.

Dürrenmatt nennt die *Stoffe* auch eine «Geschichte meiner Schriftstellerei», er spürt darin der Funktionsweise der Phantasie und den Zusammenhängen von Leben und literarischem Werk nach.

Ich komme nochmals auf die eingangs zitierte Anekdote auf dem Friedhof zurück. Der Lausbub Fritz Dürrenmatt klettert also aus einem offenen Grab, während sein Vater schon das Leichengebet spricht. Der Lausbub stört die religiöse Würde und Andacht des Augenblicks der Trauer und des religiösen Trosts. Er steht damit seinem Vater und dessen Autorität gegenüber, und das ist ein Leitmotiv in der Darstellung seiner Jugend: Nicht vergebens ist der Titel eines *Stoffe*-Teils «Der Rebell». Die Rebellion gegen die Glaubenswelt der Eltern ist für Dürrenmatt ein prägendes Moment seiner Entwicklung.

Schauen wir noch konkreter hin: Ein Junge steigt während eines Leichengebets quicklebendig aus einem offenen Grab. Dieses Aus-dem-Grab-Steigen wird natürlich in einem Pfarrerhaushalt unwillkürlich vor dem Hintergrund der christlichen Auferstehung gesehen. Und dieses christliche Dogma hat Dürrenmatt in der Tat in seiner autobiographischen Darstellung wie in seinen Werken vielfach variiert, angefangen damit, dass ihm sein Vater die Geschichte von der Auferstehung des Lazarus erzählte, wobei der Sohn den Vater fragte, ob denn Lazarus an seine Auferstehung habe glauben können. In solchen Kindheitseindrücken sieht Dürrenmatt seine Phantasie vorgeprägt und in bestimmte Richtungen gelenkt. So aufersteht etwa in seinem Drama *Der Meteor* die Hauptfigur, Nobelpreisträger Schwitter, vom Tod zum Leben, doch kann er als moderner Mensch nicht an dieses Wunder glauben.

Dürrenmatt hat also sein Leben beschrieben, genauer: Seine Entwicklung von der Kindheit im Emmental über das Gymnasium und Studium in Bern und Zürich bis hin zum Entscheide des Fünfundzwanzigjährigen, das Studium abubrechen und Schriftsteller zu werden. Doch dieser plastischen, immer wieder in anekdotischen Pointen zugespitzten Darstellung steht Dürrenmatts grosse Skepsis gegenüber dem Schreiben über sich selbst entgegen. Diese Skepsis ist doppelter Natur, wie er in der Vorrede zum ersten Band der *Stoffe* erklärt:

„Es ist immer wieder von irgend jemandem versucht worden, sein eigenes Leben zu beschreiben. Ich halte das Unterfangen für unmöglich, wenn auch für verständlich. Je älter man wird, desto stärker wird der Wunsch, Bilanz zu ziehen. Der Tod rückt näher, das Leben verflüchtigt sich. Indem es sich verflüchtigt, will man es gestalten; indem man es gestaltet, verfälscht man es: So kommen die falschen Bilanzen zustande, die wir Lebensbeschreibungen nennen, manchmal große Dichtungen – die Weltliteratur beweist es –, leider oft für bare statt für kostbare Münze genommen. Was nun mein Leben betrifft, so halte ich, es näher zu beschreiben, auch noch aus einem anderen Grunde für überflüssig. Gemessen am Schicksal von Millionen und Abermillionen, die lebten, leben, während ich lebe, und noch leben werden, wenn ich nicht mehr lebe, kommt mir mein Leben so privilegiert vor, daß ich mich schäme, es auch noch schriftstellerisch zu verklären.“

Zwei Vorbehalte hat er also: Erstens sind Autobiographien «falsche Bilanzen», und zweitens schämt er sich, über sein privilegiertes Leben zu schreiben. Zunächst zum zweiten Punkt dieser Skepsis:

Friedrich Dürrenmatt ist während der Nazizeit aufgewachsen. Angesichts der schrecklichen Schicksale und der Gräueltaten der Naziverbrechen und des Kriegs versuchte er, sein Leben und Schreiben aus der Situation des Verschontseins heraus zu begreifen. All seine Erlebnisse erschienen ihm angesichts des Weltgeschehens im wörtlichen Sinne «nicht der Rede wert». Zeitgenossen wie Ernst Jünger oder Günter Grass hatten Fronteinsätze im Krieg überlebt, Carl Zuckmayer, Elias Canetti oder Paul Celan waren im Exil. Dürrenmatts Leben verlief dagegen unspektakulär, die meisten Lebensjahre und Lebensstationen verbrachte er in einem Radius von gerade einmal 100 Kilometern von seinem Geburtsort in der friedlichen Schweiz.

Diese Haltung, die das äussere Leben als Durchschnittsschweizer als banalen Stoff erachtet – ist das eine: Wen interessieren unsere kleinen Alltagssorgen und -erlebnisse? Ich möchte Dürrenmatts Skepsis zwar als Warnung vor narzisstischer Selbstüberhöhung gerade unter Prominenten unterstützen, empfinde aber eine gut geschriebene Darstellung des Alltagslebens alles andere als banal: Ich habe vor Kurzem die Kindheitserinnerungen eines meiner Urgrossväter gelesen; er hat in allen Details seine Erinnerungen an den Apothekerhaushalt seiner Eltern in der Berner Innenstadt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts beschrieben, und es ist gerade die plastische Genauigkeit der Schilderung der Einrichtung, der Gerüche und Geräusche, die aus der historischen Distanz fasziniert.

Der **zweite Punkt** von Dürrenmatts Vorbehalten ist viel grundsätzlicherer Natur: Dürrenmatt empfand eine Sprachnot gegenüber dem Inneren, den Gefühlen, dem Geheimnis jedes Einzelnen. Der Glaube, die Liebe, die Hoffnungen eines Individuums waren für ihn ohne Stilisierung und Verfälschung nicht in Sprache zu fassen und mitzuteilen. Authentizität lässt sich sprachlich nicht durch Beteuerung

garantieren: «Es hilft nichts, ob die Wahrhaftigkeit wahrhaftig ist oder eine Pose, ist nicht auszumachen, nicht zu beweisen. Man macht die Wahrhaftigkeit unglaubhaft, wenn man sie bezeugt (...).»

Sie sehen – Dürrenmatt gerät mit seinem skeptischen autobiographischen Unternehmen in ein Dilemma. Je mehr er über die entscheidenden Momente seines Lebens und deren Darstellung nachdachte, umso grösser wurden die Zweifel, ob sie überhaupt authentisch darstellbar seien, so «wie es war», ob sich Erinnerung und Erfindung überhaupt klar trennen liessen, ob er nicht vielmehr einfach wieder eine Geschichte erzählte. So hat er die autobiographischen Teile seiner *Stoffe* immer wieder umformuliert, ergänzt oder gekürzt. Die Suche nach dem Leben hinter den Stoffen, nach dem Ich, das die Theaterstücke und Erzählungen kraft seiner Phantasie und seiner Sprachmacht erfand, wird zur Falle, wie auf einer der Manuskriptseiten zum Projekt steht:

»Allzu treuherzig lotete ich diese von meinem Leben abgekapselten Gebilde aus (er meint damit seine literarischen Stoffe, seine Ideen zu Erzählungen und Theaterstücken) und stiess durch sie zu mir selber vor, zum Höllentor meiner selbst. Ungestraft buddelt keiner das Labyrinth ans Tageslicht, das sein Ich darstellt. Denn glaubt er sich gefunden zu haben, so hat er sich im gleichen Augenblick verloren.«

So kann gerade das scheinbar Selbstverständlichste, das eigene Leben und Erleben, für das Schreiben zum Schwierigsten werden.

Nun, wie schreibt man über einen ebenso sprachmächtigen wie sprachskeptischen Autor? Ich möchte zum Schluss ein paar Bemerkungen zu meiner Dürrenmatt-Biographie anfügen, die vor drei Jahren zu Dürrenmatts 100. Geburtstag bei Diogenes erschienen ist.

Der genaue Titel lautet: «Friedrich Dürrenmatt. Eine Biographie». Den unbestimmten Artikel möchte ich erläutern. Ich kenne zwar die Fakten von Dürrenmatts Leben, seine Selbstdarstellungen, die Zeugnisse über ihn, seit langem,

da ich im Schweizerischen Literaturarchiv seinen Nachlass betreue. Doch ist es etwas anderes, über jemandes Leben Bescheid zu wissen und jemanden zu kennen. Ich bin Dürrenmatt nie begegnet, ich war zum Zeitpunkt seines Todes noch Student. Mein Bild von Dürrenmatt ist also ein indirektes, vermitteltes. Genauer: Es setzt sich mosaikartig zusammen aus einer Vielzahl von Teilaspekten, aus den überlieferten Zeugnissen, aus Textspuren wie Briefen, Werkmanuskripten, Notizen, aber auch aus Bild- und Tondokumenten, aus den persönlichen Erzählungen seiner Familie, seiner Freunde, Weggefährten und Kontrahenten – und natürlich aus seiner eigenen Darstellung.

Biographien haben das Ziel zu beschreiben, »wie es war«, sie sind eine Gattung der Geschichtsschreibung. Eine Biographie ist aber zugleich, auch wenn sie sich strikt an die Fakten hält, auch eine narrative Konstruktion. So hat meine Biographie nicht den Anspruch, zu erzählen, wie es war, sondern gezwungenermaßen, wie es gewesen sein mag. Ich mache mir mein eigenes Bild aus und den bestehenden Erinnerungen und Zeugnissen.

Für den Biographen ist die Versuchung groß, sich vom Erzählduktus von Dürrenmatts *Stoffen* durch die Kindheit und die Jugend führen zu lassen und sie lediglich durch ein paar ergänzende Informationen zu komplettieren. Es führt kein Weg an den *Stoffen* vorbei, doch ist es wichtig, auch sie »für kostbare statt für bare Münze zu nehmen«, die Fakten so weit als möglich anhand weiterer Dokumente und Zeugnisse zu überprüfen und mit Zeugnissen anderer Personen zu konfrontieren. Und ich habe auch nach dem von Dürrenmatt nicht Dargestellten geforscht. Dazu zählt etwa die schwierige Beziehung zu seiner ersten Frau Lotti, die sieben Jahre vor ihm gestorben ist. Mit ihr verband ihn eine sehr enge, wenn auch in ihrer Dynamik fatale Liebe, versank doch die Schauspielerin, die als Mutter dreier Kinder die Frau des berühmten Dramatikers war und nie mehr auf der Bühne stand, zunehmend in Depressionen und Medikamentenabhängigkeit. Dürrenmatt hat das in seiner Autobiographie diskret ausgepart. Dieser Beziehung

versuche ich ohne Voyeurismus ihr Gewicht zu geben, etwa anhand von Zitaten aus seinen Briefen an Lotti, in denen man einem anderen Dürrenmatt, keinem humoristischen Selbstdarsteller, sondern einem hilflosen, oft verzweifelnden Ehemann begegnet, wie im folgenden Geburtstagsbrief zu ihrem 51. am 2.9.1970, während sie in einer Krise steckte:

«du freust dich nicht mehr Geburtstag zu haben, du bist traurig darüber, so traurig, dass es mir scheint, du trauerst darüber überhaupt auf die Welt gekommen zu sein. Das tut freilich weh, umso mehr, als gegen diese Trauer nichts zu sagen ist. Die Welt ist traurig und das Glück eine Gnade, die sich nicht erzwingen lässt, etwas Momentanes, Vorübergehendes, das kommt, man weiss nicht wie, und geht, man weiss nicht wie [...]. So nimm denn meinen Brief [...] als eine kleine unbeholfene Geste meiner Liebe entgegen [...]. Ich weiss, dass du deinen Weg gehen musst, gerade weil du mich liebst und dass ich dir nur von weitem folgen kann, als schrittest du durch einen dunklen Wald, und bald bist du mir nur von ferne sichtbar, bald verschwunden hinter den Tannen, dann aber, und es [ist] für mich immer wieder das grösste Wunder und das grösste Glück, bist du auf einmal wieder bei mir und in meinen Armen.»

Doch will ich meinen Vortrag nicht auf dieser melancholischen Note schliessen. Der Tod war für Dürrenmatt von Kindheit an nichts Schreckliches. Er war der Überzeugung, dass nur die Endlichkeit unserem Leben Sinn verleiht und ein ewiges Leben sterbenslangweilig wäre. Auch im Umgang mit seinem eigenen Tod behielt Dürrenmatt seinen Humor. Max Frisch hat genaue Anordnungen für seine Trauerfeier gegeben. Dürrenmatt nur andeutungsweise und nicht ganz im Ernst: Seine Tochter Ruth erzählt, wie er sich seine eigene Grablegung wünschte: Der grosse Geniesser und gleichzeitige Diabetiker, der stets strenge Diät einhalten musste, wollte in einem Sarg beigesetzt werden, der – als Proviant für die Reise ins Jenseits – bis zum Rand mit Wienerli aufgefüllt würde. Meines Wissens wurde ihm dieser letzte Wunsch, wohl aus Sorge um seine Gesundheit, nicht erfüllt. Er wurde kremiert.

Ich danke Ihnen.